

Heinz Knopp

**ZWISCHEN RHEINBRÜCKE
UND GOLDEN GATE BRIDGE**



Ein deutsches Kriegskind in den USA

AUTOBIOGRAFIE

Das vorliegende Buch beruht auf Tatsachen. Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden Namen und einige Details geändert.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26

Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44

1

Der schrille Klang des Weckers riss mich aus einem tieferen Schlaf. Montagmorgen, fünf Uhr. Ich hasste Montage. Denn in Koblenz wartete meine Lehrstelle als Bäcker auf mich. Fünf Kilometer lagen zwischen dem Dorf meiner Kindheit, Arzheim, und der Hölle. In Koblenz würde ich die ganze Woche verbringen. Zehn bis zwölf Stunden Drecksarbeit am Tag, dafür bekam ich „Kost und Logis“, eine Mark pro Woche und reichlich Prügel. Hunger war der Hauptgrund, warum ich diesen Beruf gewählt hatte. Obwohl der Krieg schon seit acht Jahren vorbei war, mangelte es immer noch an Nahrung. Mit meinen vierzehn Jahren wog ich gerade mal siebenundvierzig Kilo.

Schon war ich mit dem Rad den Berg hinunter und kam in Ehrenbreitstein an. Vor mir lagen der Rhein und links die Pfaffendorfer Brücke, die zu meiner Arbeitsstelle führte. Auf der rechten Seite des Rheins ging es nach Bonn, Köln, hinaus in die weite Welt, die Freiheit.

Es war zwanzig nach fünf, um sechs musste ich beim Bäcker sein. Da schoss mir ein Gedanke durch den Kopf, begeisterte mich, gab mir Mut, war meine Erlösung. Ich hatte mein Vaterland-Fahrrad und konnte fahren, wohin immer ich wollte. Vielleicht sogar nach Bremerhaven. Dort würde ich mich auf ein Schiff schleichen und als blinder Passagier nach Amerika fahren, wie es meine Helden in den Abenteuerbüchern taten. Heute könnte endlich mein eigenes Abenteuer beginnen. Und schon wäre ich ein Held. Ich bog nach rechts ab.

Mit dem kühlen Morgenwind im Rücken begleitete ich den Rhein. Der Fluss war ein Teil von mir. In den vierzehn Jahren meines Lebens hatte ich ihn oft gesehen, seinen Geruch in

der Nase und mehr als genug von seinem Wasser geschluckt, wenn ich mal wieder von Ehrenbreitstein zum Deutschen Eck geschwommen war. In meinen Adern floss Rheinwasser.

Es war bereits Nachmittag, als ich in Bonn ankam. Ich hatte Hunger und Durst. Dass ich mich mit Essen und Trinken versorgen musste auf meinem Weg, diese Kleinigkeit hatte ich total vergessen. Ganze vierzig Pfennig hatte ich in meiner Hosentasche, das reichte für eine Cola. Was tun? Ich konnte mich noch gut an die Zeit direkt nach dem Krieg erinnern, als mein Vater und ich hamstern gegangen waren bei den heimischen Bauernhöfen und die Brotkrusten einsammelten, welche die Bauern für uns aufbewahrten, weil sie diese nicht kauen konnten. Betteln kannte und konnte ich. Nur drei Haustüren weiter kassierte ich ein doppeltes Brot mit Margarine von einer älteren Frau, die mich an meine Oma erinnerte.

Gesättigt und mit frischen Kräften strampelte ich weiter. Mein nächstes Ziel war Köln, dann Münster, Osnabrück, Quakenbrück. Diese Strecke war ich schon einige Male mit dem Zug gefahren, wenn es in den Sommerferien zu meinen Tanten Mia und Emma ging. Sie waren eine gute Anlaufstelle, denn bei ihnen in Quakenbrück wollte ich übernachten, mich satt essen und am nächsten Morgen weiter Richtung Bremerhaven radeln. Ich war überzeugt von meinem Plan. Bald würde ich in Amerika landen.

Die Dunkelheit kam früher, als es mir lieb war. Das Radfahren wurde jetzt gefährlich. Köln war noch in weiter Ferne, also entschloss ich mich, die Nacht auf der Rheinwiese zu verbringen. Die Kälte und den harten Boden nahm ich kaum zur Kenntnis. Meine Jacke diente als Kopfkissen. Ich fühlte mich so frei, das erste Mal in meinem Leben. Trotzdem dachte ich an meine Eltern und den Lehrmeister. Würden sie mich vermissen? Bekäme ich Prügel, wenn meine Flucht nicht erfolgreich sein würde? Oder noch schlimmer: Musste ich zurück zur Lehrstelle bei

dem verhassten Bäcker? Nein, ich würde nie wieder dorthin zurückgehen, da war ich mir sicher. Amerika war mein Ziel und ich würde es schaffen, genauso wie meine Bücher-Helden.

Das Tuckern eines vorbeifahrenden Schiffes riss mich aus einem tiefen Schlaf. Die Sonne zeigte sich auf der anderen Seite des Flusses. Mein lieber Rhein! Bevor ich meine Reise fortsetzte, wollte ich ihn noch einmal so richtig erleben. Ich ging zum Ufer und wusch mich. Das kühle Wasser fühlte sich gut an auf meiner Haut, es erfrischte mich und gab mir Kraft. Also auf nach Köln. Dort würde ich den Rhein verlassen und mich Richtung Münster halten.

Kaum hatte ich nach ein paar Betteleinheiten Brot und Wasser gefrühstückt, machte ich gute Fortschritte auf der Strecke. Köln war für mich schon immer eine tolle Stadt gewesen, mit dem Dom und der Altstadt, und dann war da auch noch der 1. FC Köln mit dem Nationalspieler Hans Schäfer. Ich sah in der Stadt den großen Bruder von Koblenz. Aber jetzt war ich auf einer Mission und hatte Eile. Es würde keine Zeit sein, durch die Straßen zu bummeln.

Am Abend landete ich in der Nähe der Domstadt und verbrachte die Nacht in einem Schrebergarten. Zu meiner Freude gab es hier eine Bank und freigiebige Apfelbäume. Es war meine Lieblingssorte: Augustäpfel. Sie waren saftig und hatten einen etwas säuerlichen Geschmack. Am folgenden Morgen unternahm ich wieder erfolgreich meine Betteltour und radelte anschließend an Köln vorbei Richtung Münster. Über den Autoverkehr machte ich mir keine Gedanken, denn ich war Profi mit dem Rad. Als Bäckerlehrling war es eine meiner täglichen Aufgaben, mit dem Fahrrad Brot und Brötchen an die Kunden zu liefern. Im Stadtverkehr von Koblenz war das nicht einfach. Mittlerweile hatte ich ziemlich viel Übung.

Am dritten Abend erreichte ich den Rand von Remscheid. Von der Stadt hatte ich noch nie gehört. Mitten in einer idyllischen Landschaft stand ein Bauernhof. Als die Bäuerin

mir die Tür öffnete, fühlte ich sofort ihre Wärme. Ihr gutmütiges Lächeln gab mir Mut und Sicherheit. Ich wusste sofort: Sie ist Mutter. Eine lange Kittelschürze mit einigen Flecken verhüllte ihren etwas beleibten Körper. Sie war mittleren Alters und hatte ihre grauen Haare zu einem dicken Knoten geflochten. Ich sagte, dass ich auf dem Weg sei, meine Tanten in Quakenbrück zu besuchen, und fragte, ob es möglich sei, in der Scheune zu übernachten, und ob ich etwas Essen haben könnte. Sie schaute mich etwas irritiert an und musterte mich von oben bis unten, als ob sie sagen wollte: „Was will denn dieser kleine Kerl in der großen weiten Welt?“ Zu meiner Überraschung lud sie mich aber dann zum Abendessen mit ihrer Familie und den Hofarbeitern ein.

Ich saß an einer langen Tafel, zusammen mit zwölf fröhlichen, hungrigen Seelen, wie eine große Familie. Sie gaben mir das Gefühl, als ob sie mich schon ewig kennen würden und ich dazugehörte. Wir genossen Kartoffelsalat mit hausgemachter Blut- und Leberwurst. Diese kleinen Ringwürste hatte ich bis jetzt nur in Schaufenstern von Metzgerläden gesehen. In der Koblenzer Gegend nannte man sie Heinzelmännchen, ich vermute, weil sie so klein waren. Ich konnte es kaum glauben. Noch nie in meinem ganzen Leben schmeckte mir ein Essen so gut. Die nächste Überraschung war, dass sie mir das Zimmer ihres Sohnes anbot. Sie erklärte mir, dass er in einer anderen Stadt lebe, dort zur Schule gehe und nur am Wochenende nach Hause komme. Dann gab sie mir ein Handtuch und Seife und zeigte mir, wo der Waschraum war.

Ich war total erschöpft, als ich im Bett lag, doch mein Kopf war wie ein Karussell. Ich dachte an meine Eltern, an die Kollegen und an meinen Chef. Vermissten sie mich? Ich war in Remscheid, allein auf weiter Flur.

Es hätte auch ganz anders werden können. Keine Bäckerei, kein prügelnder Chef. Denn als meine Berufswahl anstand, wollten meine Eltern nicht, dass ich zum Bäcker

ausgebildet werde und außer Hause lebe. Sie beschlossen, ich sollte Autosattler erlernen. Es war eine der wenigen Lehrstellen im Handwerksbereich, die zur Verfügung standen. Ich wusste gar nicht, was ein Autosattler machte. Post- oder Bahnbeamter wäre ihnen am liebsten gewesen, aber diese Berufe waren reserviert für Kinder, deren Väter im Krieg gefallen waren, und außerdem war mein Abgangszeugnis nicht gut genug. Wenn schon nicht Beamter, dann wenigstens ein guter Handwerksberuf, lautete ihr Credo.

Die Autosattlerfirma befand sich in Koblenz in der Nähe der Friedrich-Ebert-Straße und bestand aus einem Meister sowie zwei Gesellen. Der Besitzer, Mr. Coney, ein großer, imposanter Mann mit einer fetten Zigarre im Mund, erklärte meinen Eltern und mir die Bedingungen: zwei Wochen Probezeit und sechs Mark die Woche. Ich könne sofort anfangen.

Schon mein erster Tag war ein Desaster. Die große Wanduhr ging einige Minuten nach und ich bekam den Auftrag, die Zeiger richtig zu stellen. Ich stand auf einem Stuhl, als ich versuchte, die Zeit zu korrigieren, verlor meine Balance und die Uhr plumpste zu Boden. „Über zehn Jahre hängt sie an der Wand“, schimpfte Meister Strack, „und du berührst sie nur einmal, und schon ist sie kaputt!“

Stifte nannte man uns abschätzig statt Lehrjungen, und so wurde ich auch behandelt. Disziplin und Gehorsam sollte ich haben, und so nebenbei diente ich auch als Blitzableiter, wenn in der Firma irgendetwas schiefging. Nur ein paar Tage später passierte schon das nächste Missgeschick. Ich wurde in den Keller geschickt, um Klebestoff zu holen. Das Licht funktionierte nicht, darum formte ich eine Fackel aus einer alten Zeitung, strich ein Streichholz an und zündete die Fackel an. Ich brauchte freie Hände, deshalb legte ich die Fackel auf den Boden, nicht wissend, dass eine Spur von getrocknetem Klebematerial zu einem vollen Fass mit flüssigem Klebestoff führte. In dem Moment, als die

trockene Spur Feuer fing, kam einer der Gesellen in den Keller und zusammen löschten wir das Feuer, bevor es seinen Weg zum Fass fand. Es waren noch viele andere Fässer mit Farbe und Klebstoff im Keller, auch ein großes Fass mit Benzin, halt alles, was man in einer Autosattlerei brauchte. Dank des Gesellen hatte ich Glück im Unglück, sonst wäre das Gebäude samt allen Personen in die Luft geflogen. Natürlich war der Vorfall Thema Nr. 1.

Am letzten Tag meiner Probezeit wurde ich beauftragt, die Fensterscheiben der Werkstatt zu putzen. Mit dem Sattler-Beruf hatte das nichts zu tun und als Vierzehnjähriger hatte ich keine Erfahrung mit dem Reinigen von Fenstern. Als Meister Strack, ein ehemaliger Offizier der Wehrmacht, meine Arbeit untersuchte und eine nasse Staubschicht auf der Scheibe entdeckte, rieb er mit seiner Handfläche über das schmutzige Glas, dann nahm er meinen Kopf zwischen seine Hände und verteilte den Schmutz auf meinem Gesicht. Ich hatte genug, riss mich los und lief zur Tür. Dort drehte ich mich um und brüllte: „Du verdammtes Arschloch!“ Dann rannte ich, so schnell ich konnte.

Ich hatte große Angst und erzählte meinen Eltern von dem Ereignis und von Meister Strack. Und von meiner Absicht, nie wieder dorthin zurückzugehen. Am folgenden Tag erstattete mein Vater der Firma einen Besuch, um Meister Strack daran zu erinnern, dass die Nazi-Zeit vorbei wäre und dass man Menschen und besonders Kinder nicht so erniedrigen und schikanieren könne. Ich glaube nicht, dass Meister Strack sich das damals zu Herzen genommen hat.

Jedenfalls hatten meine Eltern nach diesem Vorfall keine Einwände mehr gegen eine Bäckerlehre. Für mich waren „Kost und Logis“ maßgebend. Es bedeutete, genügend Essen zu haben und weg zu sein aus Arzheim. Damals gab es keine große Auswahl für einen Beruf mit Kost und Logis, nur Bäcker und Metzger, und Metzger wollte ich auf keinen Fall werden. So landete ich in Koblenz bei der Bäckerei Hirschfeld.

Als es hell wurde, hatte ich immer noch nicht geschlafen. Trotzdem war ich voller Drang, meine Reise fortzusetzen. Am Morgen, wieder am großen Tisch, gab es Rührei, Wurst, Käse, Brot und Kaffee. Für die Bäuerin war es selbstverständlich, dass auch ich am Frühstück teilnahm. Als ich mich bedankte und verabschiedete, drückte sie mir zwei Wurstbrote in die Hand. Ich hatte noch nicht erlebt, dass fremde Menschen so lieb sein konnten, und weinte.

Die Strecke durchs Münsterland war angenehm flach und verlief ohne Hindernisse. Mir gefiel diese ländliche, malerische Gegend, die weitläufigen, üppigen Felder und die roten Dächer der Bauernhöfe. Betteln konnte ich jetzt ohne jegliche Hemmungen. Und dann waren da noch die Milchkanen am Rand der Landstraße, ein Manna vom Himmel. Frühmorgens, nachdem die Bauern ihre Kühe gemolken hatten, brachten sie die vollen Milchkanen an die Straßen, wo sie von LKWs der Molkereien eingesammelt wurden. Für mich war es wie eine Einladung, aber wie sollte ich die Milch trinken? Ich hatte keine Schöpfkelle und die Kannen waren so schwer, dass ich sie nicht heben konnte. Ich war frustriert. Doch dann hatte ich eine Idee: die Haube der Fahrradschelle! Ich schraubte sie ab und schöpfte mit ihr die Milch aus der Kanne. Was für ein Genuss.

Zwei Tage später war ich schon in der Nähe von Osnabrück. Von dort ging es über Bersenbrück zu meinen Tanten nach Quakenbrück. Diese Strecke hatte mir immer besonders gut gefallen, wenn wir mit der Bummelbahn fahren, nicht nur wegen der schönen Landschaft, sondern weil wir endlich ans Ziel kamen.

Tante Mia hatte ein leichtes Handicap. Das rechte Bein war kürzer als das linke, also war auch das rechte Pedal an ihrem Fahrrad dementsprechend höher. Meine Eltern sagten, dass dies der Grund sei, warum Tante Emma mit ihr zusammenlebte. Die beiden hatten nie geheiratet. Sie waren ein gutes Team. Tante Emma verwaltete den Haushalt und Tante Mia war Näherin. Sie war sehr beliebt und hatte

einen großen Kundenkreis, weit hinaus bis ins Umfeld von Quakenbrück, sogar bis zu den großen Bauernhöfen. Wenn ich meine Sommerferien bei den beiden verbrachte, begleitete ich Tante Mia manchmal mit einem alten Fahrrad, wenn sie die genähte Kleidung zurückbrachte. Ich konnte mich noch gut an die großen Butterbrote erinnern, die mir einige ihrer Kunden gegeben hatten, manchmal mit Mettwurst. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Jetzt könnte ich sie gut gebrauchen, die Brote, denn ich hatte ständig Hunger auf meiner Reise.

Es war schon dunkel, als ich abends vor der Haustür meiner Tanten stand. Sie waren erstaunt. Ich wusste nicht, ob sie meine Erklärung, dass ich eine Rundtour machte und sie mal kurz besuchen wolle, glaubten, aber es war mir egal, ich war hungrig und hundemüde und wollte nur noch etwas essen und dann schlafen. Alles andere würde sich ergeben. Morgen früh würde ich mein Abenteuer fortsetzen, auch wenn meine Tanten widersprachen. Bremerhaven war nicht mehr weit.

Ich wusste nicht, wie lange ich geschlafen hatte, aber als ich aufwachte, drang Tageslicht durchs Fenster. Der Duft von frischem Kaffee lag in der Luft. Ich schlüpfte schnell in meine Kleidung, konnte aber meine Schuhe nicht finden. Während ich eifrig frühstückte, fragte ich Tante Emma, ob sie meine Schuhe gesehen hätte. Ja, antwortete sie, aber die hätten ein paar Löcher in der Sohle gehabt und deshalb habe sie sie zum Schuster gebracht. Am Abend würden sie repariert sein. Außerdem habe sie mein Fahrrad sicher im Schuppen verstaut und abgeschlossen, damit es keiner stehlen könne. Bis zum Abend könne ich ja in der Wohnung bleiben, wir könnten uns ja mal wieder ausführlich unterhalten. Immerhin seien schon zwei Jahre vergangen, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen hätten. Ich war enttäuscht und wirkte etwas unbeholfen mit meinem schwachen Protest. Ich bemerkte das Misstrauen meiner Tanten. Sie wollten von meiner Lehrstelle wissen und von

unserem Leben in Koblenz. Trotzdem genoss ich den Aufenthalt, denn das Mittag- und Abendessen war gut und reichlich. Es passte in meinen Plan, weil ich viele Kalorien brauchte für die bevorstehende Reise.

Am folgenden Morgen wachte ich früh auf mit frischen Kräften und größter Entschlossenheit. Heute würde es weitergehen mit meinem Abenteuer, ich konnte es kaum abwarten. Noch einmal ein leckeres Frühstück und dann los. Doch schon am Tisch fühlte ich die Anspannung, sie war größer als gestern.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Meine Tanten reagierten wie elektrisiert. Tante Emma sprang auf und öffnete. Ein kalter Schauer lief über meinen Rücken, als ich die Stimme meines Vaters hörte. Mein Plan war zerschmettert, kein Amerika, keine Cowboys. Meine Zukunft war ein dunkles Loch. Jetzt machte das komische Verhalten meiner Tanten Sinn, sie hatten mich ausgetrickst mit ihrer Verzögerungstaktik. Ein Alptraum. Ich wusste, was jetzt kommen würde: ein Donnern, gefolgt von einer Tracht Prügel. Na ja, vor meinen Tanten würde mein Vater mich nicht schlagen. Das käme später.

Die stundenlange Zugfahrt zurück nach Koblenz verlief schweigend. Der Gesichtsausdruck meines Vaters war ernst und seine Augen schauten nachdenklich. Ich wusste nicht, was in ihm vorging, es gab keine Drohungen, keine mahnenden Worte. So kannte ich meinen Vater nicht. Prügel wäre mir lieber gewesen, dann hätten wir wenigstens wieder klare Verhältnisse gehabt.

Als wir in Koblenz-Ehrenbreitstein ankamen, brach mein Vater endlich sein Schweigen und verkündete, dass wir zuerst in die Kapuziner-Kirche gehen würden, ich müsse beichten. Ich war überrascht. Anscheinend war meine Reise eine große Sünde, vielleicht sogar eine Todsünde. Ich hatte etwas Milch gestohlen, hier und da etwas gelogen, aber das war doch nicht schlimm. Hätte ich etwas Unkeusches

gemacht, dann hätte ich die Entscheidung meines Vaters verstanden. Das wäre eine schlimme Sünde.

Ich hatte es mit der Religion nie so richtig ernst genommen, obwohl meine Eltern und die Bewohner im Dorf streng katholisch waren. Nur eine Familie war evangelisch, auf die schauten alle herab, als ob sie von einem anderen Planeten käme. Für mich war klar: Wenn es wirklich Gerechtigkeit gäbe, wie man uns in der Kirche und im Religionsunterricht vopredigte, warum hatte unsere Familie kein eigenes Haus und keinen Garten wie die Einheimischen? Warum hatte der liebe Gott das nicht gerecht verteilt?

Jedenfalls hatte ich mit der Beichte nichts am Hut. Angeblich sollte sie unser „schwarzes“ Herz von Sünden reinigen, damit es schön rot würde. Wenn das stimmte, dann musste mein Herz total schwarz sein, denn bei allen bisherigen Beichten, zu denen ich übrigens gezwungen worden war, hatte ich gelogen. Bereits mein erstes Geständnis im Beichtstuhl war eine Lüge gewesen: „Meine letzte Beichte war vor vier Wochen.“

Mein Vater hatte mir mal gesagt, dass vor Gott Eltern für die Taten ihrer Kinder verantwortlich seien. Deshalb würden Eltern für die Sünden ihrer Kinder mit bestraft. Also dachte ich, es sieht nicht gut aus für meinen Vater, denn für meine Sünden würde das Fegefeuer nicht genügen, es könnte die Hölle werden. Es war eine Bürde, mit der ich meinen Vater nicht belasten wollte. Und wenn das Fegefeuer die Vorstufe zur Hölle war, warum gab es dann keine Vorstufe zum Himmel? Ich fand das unfair.

Jedenfalls ging ich brav in den Beichtstuhl und machte eine Scheinbeichte, um das Gewissen meines Vaters zu erleichtern. Munter schwindelte ich mich durch alles durch. Am Ende bekam ich nur eine leichte Buße, was natürlich nicht vereinbar war mit meiner anscheinend großen Sünde. Mein Vater kniete auf einer der hinteren Bänke und hatte mich im Blick, als ich aus dem Beichtstuhl kam. Mir war klar:

Ich musste eine längere Buße machen. Anstatt vier schnell
gesprochene Vaterunser zu beten, verbrachte ich eine halbe
Stunde auf der Kirchenbank. Genügend Zeit für eine
zweistellige Zahl an Vaterunser. Ich hoffte, dass mein Vater
nun etwas erleichtert war.

2

Nach meiner Seelenreinigung gingen wir zu Fuß den Berg hinauf nach Hause. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, als sie mich umarmte. Sie hatte sich große Sorgen gemacht, ich sah es ihr an. Plötzlich begriff ich, was ich ihr angetan hatte. Nun verstand ich auch das Schweigen meines Vaters: Er hatte ebenfalls gelitten. Und schon weinte ich hemmungslos.

Meine Reise war in Arzheim ein großes Thema. Die meisten Einwohner hatten mich vorher schon als Unruhestifter gesehen, wegen meiner Streiche und meines angeblich schlechten Einflusses auf ihre Kinder. Deshalb war mein „Ausflug“ für sie eine Bestätigung, dass von mir nichts Gutes kommen könne. „Eines Tages landet der im Knast“, bekam ich oft zu hören.

Die Hinterdorfstraße, Unterdorf-, Oberdorf- und Koblenzer Straße waren damals die bekanntesten Straßen in Arzheim. Die Hinterdorfstraße startete am Teebaum und endete am Marktplatz, auch Spillesje genannt. Sie war die längste von allen, führte durchs ganze Dorf und war eine der ersten asphaltierten Straßen im Ort. Sie beherbergte viele Geschäfte: die Bäckerei Masers, Metzger Staufer, das Lebensmittelgeschäft Sommer, Schreiner Hartgeld, die Wäscherei Dorns, die auch als Leihbücherei diente, die Schuhmacherei Kloster und die Metzgerei Dosch mit Restaurant. Das war unsere „Einkaufsmeile“. Dort befand sich auch die Schule.

Noch heute dient der Marktplatz als Kirmesplatz. Sonntags nach dem Hochamt trafen sich in meiner Kindheit und Jugend dort die Männer und diskutierten über Fußball, Politik und die Neuigkeiten im Dorf. Danach gingen sie in die

Wirtschaft, tranken Bier und spielten Skat, während ihre Frauen den Sonntagsbraten zubereiteten. Es war nicht selten, dass einige der Männer zu spät zum Mittagessen nach Hause kamen.

Jupp, ein etwa sechzigjähriger und vertrauenswürdiger Einheimischer, war die offizielle Quelle für Informationen. Er war der Ausscheller. Ausgerüstet mit einer lauten Messingglocke kam er einmal in der Woche auf die bekannten Dorfstraßen und verkündete Nachrichten, die für das Dorf wichtig waren. Obwohl er nur der Bote war, machten manche Einheimische ihn verantwortlich für schlechte Nachrichten. Aber manchmal verbreiteten seine Mitteilungen großen Jubel: wenn er beispielsweise bekannt machte, dass ein Kriegsgefangener aus der russischen Gefangenschaft wieder nach Hause kommen würde. Der Vater meines Freundes Willi war einer dieser Gefangenen. Die ganze Nachbarschaft vergoss Freudentränen, als er mit einem Rucksack auf seinem gebeugten, abgemagerten Körper durchs Dorf nach Hause humpelte.

Wir wohnten am Anfang der Hinterdorfstraße, am Teebaum, in einem Haus mit vier Familien. Unsere Vermieterin Frau Klein genoss hohes Ansehen und Respekt bei den Hausbewohnern. Seit einigen Wochen hatte sie wieder einen neuen Ehemann. Im Dorf munkelte man, dass dieser junge Mann sie nur wegen ihres Vermögens geheiratet habe. Hinter dem Haus war eine große Scheune, vollgestopft mit Heu. Die sich daran anschließenden Wiesen und Felder waren ebenfalls das Eigentum von Frau Klein. Obwohl es nicht erlaubt war, spielten einige Freunde und ich gerne in der Scheune. Auf der anderen Seite der Hinterdorfstraße lagen Getreidefelder. Im Herbst wurde das Getreide gemäht und in Büscheln aufgestellt. Sie schauten aus wie kleine Wigwams. Für mich und meine Freunde waren sie die perfekte Bühne für Cowboy-und-Indianer-Spiele.

Arzheim liegt auf einem Berg. Seine engen Gassen und dicht gedrängten Häuser deuteten an, dass hier eine geschlossene Dorfgemeinschaft lebte. Jeder kannte jeden. Die meisten Einwohner hatten einen eigenen Garten, vererbt von Generation zu Generation, oder sie hatten Verwandtschaft mit Garten oder Bauernhof und halfen sich gegenseitig mit Gemüse und Obst. Wir waren die einzigen Neubürger. Was aber noch schlimmer war: Meine Mutter sprach Hochdeutsch. Obwohl ich in Koblenz geboren wurde und in Arzheim aufwuchs, fühlte ich mich dort immer wie ein Fremdkörper, ein Mensch, der nicht dorthin gehörte. Meine Eltern machten alle möglichen Verrenkungen und versuchten sich anzupassen. Ich tanzte aus der Reihe, ich war ein Risikofaktor. Darum bedrängten sie mich immer wieder, ich solle höflich sein, die Leute freundlich grüßen und nicht vergessen, beim Grüßen meine Mütze abzunehmen. Meine Mutter war entsetzt, als ich eines Tages mit einem Igelhaarschnitt nach Hause kam. Einer meiner Kinohelden hatte mich dazu inspiriert. „Du schaust ja aus wie ein Sträfling!“, schrie sie. Wieder Wasser auf die Vorurteilmühlen der Einheimischen.

Unsere Familie war auf die Einheimischen angewiesen, besonders während der Kriegsjahre, aber auch in den Jahren danach. Denn die Bauern waren die Einzigen, die etwas zu essen hatten. Zuerst versorgten sie ihre eigene Verwandtschaft. Wenn dann noch etwas übrig war, bekamen wir die Reste, und zwar jedes Mal mit dem Hinweis, dass diese Wohltat für uns eine besonders großzügige Geste wäre. Wir waren ja schließlich keine Einheimischen.

Für Milch gab es offizielle Rationen. Pro Familie wurde ein Liter täglich zugeteilt, den ich am späten Nachmittag bei einem bestimmten Bauern abholte. Ich kann mich noch gut an den Bauernhof erinnern mit dem Misthaufen vor der Tür, den frei laufenden Hühnern im Hof und einem angeketteten, furios bellenden Hund. In der Küche, direkt neben der Eingangstür, saß die Seele des Bauernhofes, die Oma, und

stampfte fleißig im Buttertopf. Dieser Bauernhof gab mir immer ein vertrautes, heimatliches Gefühl. Die Milch war sehr wertvoll, doch ich konnte es auf dem Heimweg trotzdem nicht lassen, die Kanne mit hohem Risiko im Kreis über dem Kopf zu schwingen. Ich hatte Glück und brachte die Milch jedes Mal ohne Verlust nach Hause. Die Milchkanne diente übrigens auch als Behälter für Wurstsuppe, für die wir in langer Schlange anstanden, wenn einer der Bauern schlachtete. Wir standen oft für Essen an, häufig gab es nichts mehr, wenn ich endlich dran war. Dann hatte ich das Gefühl, versagt und meine Familie und besonders meine kleine Schwester im Stich gelassen zu haben. Mehl war damals eines der Grundnahrungsmittel, das man mit Lebensmittelkarten kaufen konnte. Meine Mutter war glücklich, als sie endlich etwas Mehl zur Verfügung hatte und Eierpfannkuchen backen konnte. Es war einige Jahre her, seit sie ihr Lieblingsgericht zum letzten Mal gegessen hatte. Umso enttäuschter war sie: Die Pfannkuchen waren zäh wie Leder. Der Grund: Das Mehl war mit Gips gemischt worden. Meine Mutter weinte.

Manchmal hatten wir keine andere Wahl, als uns selber zu helfen, es war eine Frage des Überlebens. Ich hatte weniger Hemmungen als meine religiösen Eltern. Oft ging ich etwas hamstern auf den umliegenden Feldern, natürlich ohne die Erlaubnis der Bauern. Gelegentlich waren es Möhren, dann wieder Obst, Gemüse oder Kartoffeln. An Letzteren mangelte es in unserer Küche nicht. Sie waren unsere Grundnahrung und man konnte sie in vielen Variationen schmackhaft zubereiten. Pellkartoffeln, Salzkartoffeln, Bratkartoffeln. Meine Lieblingsgerichte waren Reibekuchen und Dippekuchen, eine Mischung aus geriebenen Kartoffeln und Zwiebeln mit einem oder zwei Eiern. Darum freute ich mich auf die Freitage, denn in einem streng katholischen Dorf wie Arzheim war es Sitte, an Freitagen kein Fleisch zu essen. Man wollte ja ein Opfer bringen. Als ob wir in unserer Familie überhaupt Fleisch gehabt hätten. Der Dippekuchen

wurde in einem Bräter gebacken. Weil der Vorgang zwei bis drei Stunden dauerte und man eine schöne, dicke Kruste wollte, brachte man ihn meistens zur Bäckerei. Dort musste ich feststellen, dass viele Einheimische ihre eigene Vorstellung von einem Opfer hatten, denn die meisten Dippekuchen waren belegt mit dicken Speckscheiben. Ansonsten gab es ab und zu auch mal Fisch, Bücklinge und Bratheringe. Ich kann mich erinnern, dass man den gekauften Fisch in Zeitungspapier einwickelte.

In Arzheim gab es eine Sammelstelle für Obst und Gemüse. Hier konnte man auch Falläpfel hinbringen und damit eine Kleinigkeit verdienen. Leider gab es nicht so viele Falläpfel, man musste lange suchen und am Ende war es die Arbeit nicht wert. Ein paar Freunde von mir hatten versucht, die Äpfel einfach vom Baum zu stehlen und als Fallobst zu verkaufen. Aber das ging schief und sie wurden als Diebe enttarnt, denn die Stiele der Äpfel waren noch frisch und grün. Dieser Vorfall inspirierte mich: Die Falläpfel mussten auch wie Fallobst aussehen. Ich grub also ein Loch unter den Apfelbaum und schüttelte an den Ästen, bis eine für mein Vorhaben ausreichende Anzahl von frischen Äpfeln auf den Boden fiel. Danach grub ich sie in dem Loch ein. Eine Woche später, abrakadabra, schauten sie aus wie Fallobst, sogar mit Würmern. Das Ganze wurde eine gute Geldquelle für mich. Ich konnte mir damit auch manchmal einen Kinobesuch in Ehrenbreitstein leisten, der damals vierzig Pfennige kostete.

Mit dem Kino tauchte ich in eine ganz neue Welt ein. Denn bisher kannte ich meine Cowboyhelden nur aus Büchern, die ich mir in der kleinen Leihbücherei des Dorfes besorgte. Das Angebot konnte meinen Appetit kaum sättigen. Ungeduldig wartete ich, bis wieder eine neue Lieferung kam. Zuerst waren es Cowboybücher wie „Kansas Jack“ oder „Oklahoma Joe“. Sie kämpften für die Unterdrückten, für Gerechtigkeit, sie waren meine Vorbilder. Meine Eltern schimpften mit mir, wenn ich spätabends noch las, trotzdem verschlang ich

heimlich alle Geschichten, die ich finden konnte. Als ich zehn Jahre alt war, durfte ich endlich der Kirchenleihbücherei beitreten. Hier gab es die von mir heiß begehrten Bücher von Karl May mit Winnetou, Old Shatterhand und vielen anderen Helden.

Endlich konnte ich sie auch auf der Leinwand sehen. William Boyd als Hopalong Cassidy mit seinem Freund Larry und der witzige, graubärtige, alte Kumpel mit dem Namen Whiskey, das waren meine Lieblingsfilme. Einmal machte ich einen Abstecher und sah den Film „Marie Antoinette“. Sie wurde auf dem Schafott hingerichtet. Ich konnte eine Woche lang nicht schlafen.

Wenn wir in Ehrenbreitstein waren, gingen mein Freund Friedel und ich zum „Dählern Born“, einem Brunnenhaus mit einer Sauerwasserquelle. In der Anlage stand ein Brunnentopf mit vier Wasserhähnen, dazu gab es einen Blechbecher, aus dem alle tranken. Für Friedel und mich war das Quellwasser Ersatzlimonade, denn es schmeckte gut, war immer schön kühl und sollte angeblich vor Krankheiten schützen. Außerdem war es kostenlos.

3

Mit der Schule und den Lehrern nahm ich es nicht so richtig ernst, ich hatte Wichtigeres zu tun. Ich wollte spielen, ich wollte Abenteuer. Mein Zeugnis war durchschnittlich. Rechnen konnte ich gut und schnell, aber mit den anderen Fächern lief es nicht so toll, mit Ausnahme der Aufsätze. Für Aufsätze gab es immer drei Bewertungen: Fürs Rechtschreiben bekam ich meistens die Note 4, für die Schrift eine 3 und für den Inhalt eine 1. Ich hatte eine lebhaftige Fantasie. Einige Male nahm unser Lehrer einen meiner Aufsätze und las ihn den anderen Lehrern in der Pause vor.

Insgesamt hatten wir drei Lehrer an unserer Grundschule. Fräulein Haseneier war die Älteste und zählte zu den Einheimischen. Sie war streng und gefürchtet und irgendwie schon immer an der Schule. Viele Ehemalige sprachen mit Ehrfurcht von ihr. Mir fiel sie auf, weil sie einen großen Busen hatte. Lehrer Schnirrkampf und Rektor Gerlach waren Flüchtlinge aus der „Ostzone“. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass Gerlach eine gewisse Affinität für Königsberg und Danzig hatte. Ich vermute, dass eine dieser Städte seine ehemalige Heimat war. Er war alleinstehend und nahm seine Mahlzeiten im Restaurant Dosch ein, das zugleich eine Metzgerei war. Er war zugänglich und fair und – sehr wichtig für mich – er schätzte meine Aufsätze. Ich bewunderte ihn.

Lehrer Schnirrkampf war aus einem anderen Holz geschnitzt. Er war förmlich, steif und fand keinen Zugang zu seinen Schülern. Ich fürchtete ihn. Wurde ich mit solchen Autoritäten konfrontiert, hatte das eine unangenehme Erscheinung zur Folge: Ich wurde rot. Es war mir bewusst

und ich versuchte es zu verhindern, aber das machte es nur noch schlimmer. Dieser Komplex und die Sturheit von Schnirrkampf sollten mein Verhängnis werden.

Das Drama passierte während einer unserer Schulpausen, als wir mal wieder eifrig Fußball spielten. Mein Schulkamerad Paul verlor während des Spiels einen Geldschein aus seiner Hosentasche. Seine Familie war echt Arzheim, angesehen und reich. Aus irgendeinem Grund war Lehrer Schnirrkampf der Überzeugung, dass einer von uns Mitspielern den Schein gefunden und eingesteckt hatte. Er wollte der Sache unbedingt auf den Grund gehen. Sein Plan war einfach: Jeder Schüler musste nach vorne kommen, wo Lehrer Schnirrkampf wie ein Gott hinter seinem Pult saß und mit drohendem Blick dem Schüler tief in die Augen sah. Dann kam die entscheidende Frage: „Hast du das Geld gefunden?“ Einer nach dem anderen gab ihm die Antwort: „Nein.“ Ich war einer der Letzten und meine Knie wackelten, als ich nach vorne ging. Wie ein Dolch durchbohrte sein Blick meine Augen. „Hast du das Geld gefunden?“ Das Blut schoss mir ins Gesicht. Ich antwortete mit einem zögerlichen „Nein.“ Kurze Zeit später war seine Inquisition zu Ende.

Lehrer Schnirrkampf war zufrieden mit sich, man konnte es deutlich sehen. Er hatte einen triumphierenden Gesichtsausdruck, als er posaunte, den Täter erkannt zu haben. Seine Augen zuckten zu mir. Mit ausgestrecktem Zeigefinger markierte er mich und sagte, dass ich, Heinz Knopp, der Übeltäter sei. Dreißig Augenpaare richteten sich auf mich. Ich wurde feuerrot und meine Stimme versagte fast, als ich ein abwehrendes „Ich war das nicht“ stotterte. Wieder mal der Knippy, jetzt war ich auch noch ein Dieb. Diese Nachricht würde durchs Dorf jagen. Was konnte man denn auch von den Auswärtigen erwarten, würde es überall heißen. Ich dachte an meine Eltern. Würden sie mir glauben oder sich schämen?